

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Poststempel Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Lauhaer Str. 19/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 3721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die halbpaltene Zeitspaltzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwächerer Satz nach höherem Tarif. — Der Beitrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Str. 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertag geschlossen.

## Uferloses.

Leipzig, 19. Februar.

Wir wollen nicht von der Flotte sprechen, für die unser Leipzig in der Öffentlichkeit und im geheimen so ruhelos thätig ist, daß man nicht das Ende der Flottenvergrößerungspläne erkennen kann. Nicht bloß der Marinismus ist uferlos in seinem Streben. Vom gleichen Vater und der gleichen Mutter stammt unsere Kolonialpolitik, die seit dem Jahre 1884 von Mißerfolg zu Mißerfolg schreitend, immer geringere Aussichten gewährt, jemals wirtschaftliche oder politische Erfolge als Dank zu schaffen für die ungeheuren Opfer, die das deutsche Volk ihr zu bringen hatte. Kein Mißerfolg belehrt unsere Kolonialschwärmer, kein Mißerfolg scharft das Verantwortlichkeitsgefühl der Behörden, immer wieder wird von den Comités vonagere der Kolonialvereine dem Volk blauer Dunst vorgemacht über Nutzen und Bedeutung unserer Kolonien, über die Notwendigkeit derselben, scharf werden getadelt die unpatriotischen Männer, die immer und immer wieder auf den großen Fehler hinweisen, den unsere ganze Kolonialpolitik bildet. Alljährlich giebt die Reichsregierung ein sogenanntes Weißbuch heraus, in dem sie Rechenschaft ablegt über unsere Kolonialpolitik. Auch hier werden die Schäden verschleiert und jeder scheinbare Fortschritt desto breiter behandelt. Reich angesehen ist die Litteratur über unsere Kolonien, aber fast alles, was wir dieser Litteratur entnehmen können, ist mit dem größten Mißtrauen aufzunehmen, stammt es doch aus interessierten Kreisen, sind es doch bezahlte Federen, die die Kolonien anpreisen sollen. Zum Teil rühren die Schriften über unsere Kolonien von Sportsleuten her, die einmal zur Jagd oder zu einem Touristenausflug in unsere Tropenkolonien gezogen sind, denen dort das gezeigt wurde, worüber sie berichten sollen, und die dann nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten in Afrika in Deutschland mit dem ganzen Gewicht des Fachmannes auftreten und sich freuen, wenn die offiziöse Presse der Regierung und der Kolonialvereine von den dilettantischen Produkten mit scheinbarer Beachtung spricht. Die Kolonialgegner haben es nicht so leicht. Unabhängige Schriftsteller sind schon aus finanziellen Gründen nicht in der Lage, sich ein klares Bild über die Verhältnisse in unseren Kolonien zu schaffen; leistet sich einmal ein reicher Verleger den Luxus, einen sachkundigen Schriftsteller in unsere Kolonien zu senden, so wird er einfach wie Herr Eugen Wolf vom Berliner Tageblatt ausgewiesen. Dies zeigt schon, wie ungeheuer schwierig es ist, sich ein klares Bild über unsere Kolonien zu verschaffen, wie erschwert die Lage der Kritiker der Kolonialpolitik ist. Trotz alledem hatten die Vertreter des Kolonialamtes bei den Verhandlungen im Reichstage immer einen schweren Stand, denn die schönfärbischen Berichte in den Weißbüchern strafen sich gegenseitig Lügen.

Die Hoffnungen, die ein Bericht aussprach, wurden fast immer zerstört von den folgenden, ja schon der Vergleich der Etatszahlen für unsere Kolonien erweist klarlich, daß dieselben keinen anderen Fortschritt aufweisen als eine Steigerung der Opfer, die das deutsche Reich für sie bringt.

Gegen die Flut kolonialfreundlicher Litteratur wagt nun ein kleines Schriftchen zu schwimmen, das unter der Flagge „unsere Kolonien, deren Verwaltung und Wert“ gesteuert wird von Dr. Friedl. Martin, königl. bayerischen wirklichen Rat, ehemaligen kommissarischen Bezirksamtmann von Kamerun. Dieser frühere Verwalter einer unserer Kolonien hat lange Zeit in den Tropen gelebt, kennt nicht nur ostafrikanische Garnisonen, sondern ist weit in der Welt herumgekommen, hat Jahre hindurch aus eigener Anschauung beobachten können, wie in anderen Kolonien gewirtschaftet wird, wie die Erfolge der Holländer und der Engländer in ihren weiten Kolonialreichen zu Stande kommen. Er hat auch schon früher über unsere Kolonien sich litterarisch betätigt, er ist nicht nur ein Mann der Praxis, sondern auch ein geschulter Nationalökonom, und, was unseren Kolonialschwärmern am unangenehmsten ist zu hören, ein begeisterter Anhänger der Kolonialpolitik, er jubelt auch jeder Flottenvermehrung zu, sein höchstes Ideal ist, daß Se. Majestät der Kaiser seine Schrift lese, dann werde alles besser. Es ist somit schwer, diesen königlich bayerischen wirklichen Rat als einen Mann von demokratischen oder sozialdemokratischen Tendenzen zu discredittieren, der Mann ist föhigstreu bis in die Knochen, er ist ein begeisterter Kolonialfreund, er freut sich über jedes neue Schiff, er verdient an Nauvitus mitzuarbeiten und die überbehaftigten Federen des Pressbureaus im Reichsmarineamt durch seine Beihilfe zu entlasten. Und gerade dieser Mann tritt auf als einer der schärfsten Kritiker unserer Kolonialpolitik. Sie jedes persönlichen Angriffs enthaltend, lediglich mit Thatsachen und Zahlen operierend, amtliche Daten reichlich verwertend, wird er trotz aller Einwendungen ein Zeuge für alle diejenigen, welche die Kolonialpolitik als eine durchaus verfehlte Leistung der deutschen Politik ansehen. Jedem Politiker, der sich über die Kolonien informieren will, ist die Broschüre zu empfehlen, auch unsere Leser werden mit Interesse die Resultate seiner Ausführungen hier kurz zusammengefaßt lesen. Um so mehr jezt, wo der Etat des Kolonialamtes in nächster Zeit zur Verhandlung kommen wird.

Bei diesen Verhandlungen beruft sich die Regierung gerne auf den Kolonialrat, der diesen Etat vorbereitet hat, der alles gebilligt und für notwendig erklärt hat, was die Regierung vom Reichstage fordert, ja der noch viel mehr Auslagen für unumgänglich notwendig hält, als die Räte im Kolonialamt vor dem Reichstage zu vertreten wagen. Wie urteilt nun Dr. Martin über diesen Kolonialrat:

\* München 1902, August Schupp, 53 Seiten 8°.

„Eine Reihe prächtiger Namen mit hohen und höchsten Titeln, die Zahl derjenigen Mitglieder aber, welche über wirkliche Erfahrung verfügen, die der „Berufenen“, ist äußerst gering! Was nützt der Herzog, was der Fürst, was der Geheime Hofrat z. als Ratgeber für unsere koloniale Misere, wenn keiner dieser Herren jemals drauhen praktische Erfahrung gesammelt hat, auf die gestützt er nun mit Rat und That helfend einschreiten könnte? So kommt es, daß die Verhandlungen des Kolonialrates trotz der häufig zu Tage tretenden gutrichtigen Begeisterung für die Sache nach außen zumeist doch nur föhig wirken können. Es ist auch veranlich anzusehen, wie jedes einzelne der eifrigen Mitglieder sein eigenes koloniales Stedenpferd, mag es nun Handel, Missionswesen oder sonst wie heißen, tummelt, um die Weisheit, die es hierin auf theoretischem Wege mühsam erworben hat, in langen schönen Reden an den Mann zu bringen! Es giebt Leute, welche da behaupten, der Kolonialrat sei nur geschaffen, um einerseits Mißgriffe der Kolonialabteilung zu decken, andererseits deren eigenen Anträgen, sowohl dem Reichstage als der allgemeinen Volksmeinung gegenüber Vorspanndienste zu leisten. Auf jeden Fall muß gesagt werden, daß der Kolonialrat in seiner heutigen Zusammenfassung absolut unnütz und unbrauchbar ist!“

„Absolut unnütz und unbrauchbar! Ja diese Worte müßten eigentlich als Devise bei der ganzen Erörterung über unser Kolonialwesen immer wieder angeführt werden. Wenn der Verfasser dieser Schrift sagt: „Nirgends bietet unser Kolonialbesitz das Bild einer wirklich gut rentierenden gesunden Tropenwirtschaft“, so treffen doch auch hier die Worte zu: „Absolut unnütz und unbrauchbar“. Wenn der Verfasser hinweist, daß nur Juristen und immer wieder Juristen in unserem Kolonialamt sitzen, daß Leute ohne jede koloniale Erfahrung, die lediglich nach den Affen urteilen, über alle Fragen der Kolonialpolitik als Referenten im Kolonialamt fungieren, so muß man wieder sagen „absolut unnütz und unbrauchbar“. Wenn der Verfasser zeigt, wie Ineffizienz und Militarismus in unseren Kolonien abgewirtschaftet haben, wie sie sich gegenseitig in Rangstreitigkeiten verwickeln, wie sie den Alkoholismus in den Kolonien steigern, aber unsere Kolonien zwar immer teurer, aber niemals wertvoller machen, so trifft wieder das Wort zu: „Absolut unnütz und unbrauchbar“.

Wenn unser königl. bayerischer wirklicher Rat das Verhältnis der Weisheit in den Kolonien berufstatistisch zergliedert, so üben diese Zahlen die denkbar schärfste Kritik gegen unsere Kolonialpolitik. So führt er an, daß in Togo im Jahre 1896/97 neben 7 Pflanzern 30 Beamte im Schutzgebiete thätig waren. Aber wie gesund war dieses Verhältnis gegenüber dem Jahre 1901, wo auf 3 Pflanzern 44 Beamte kamen. Nichts gedeiht eben in unseren Kolonien besser, als der Bureaukratismus, den ja so manche ins Pfefferland wünschen, der aber leider auch durch die steigende Ausfuhr in unsere Kolonien im Mutterlande

## Senilleton.

Verbotenes.

### Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Der Klumpen setzte sich. Aber die Muskeln um seinen Mund zitterten, und nur mit der größten Kraftanstrengung hielt er das Weinen zurück.  
„Kein Geplärre!“ sagte der Kreisarzt in mildem Tone. — „Wenn Du ein tapferer Junge bist, so werde ich Deine Mutter bald wieder gesund machen.“  
Madam Levertin hatte lange unbeweglich wie eine Bildsäule an der Thür gestanden. Sie hatte einen grenzenlosen Respekt vor dem Eskimo Dr. Bister. Sie wußte, daß sie seinem Befehl zuwider gehandelt hatte, indem sie den Klumpen aus der Schule holte. Und sie war zähneklappernd auf ein Donnerwetter gefaßt.  
Und der Doktor hatte ihr aufgelauret, seit sie das Zimmer betreten, während er sich den Anschein gab, als sei sie Luft für ihn. Plötzlich aber drehte er sich nach ihr um und sagte:  
„Was steht sie da und glockt die Wand an!“  
Die Madam zuckte vor Entsetzen zusammen, „Waschen Sie das Blut auf!“ Kommandierte der Eskimo.  
Und zwei Minuten später lag die Levertin auf den Knien, eine Bütte mit Wasser vor sich und schryppte aus Leibeskräften drauf los.  
Der Arzt trat an das Bett.

„Komm hierher, Junge!“  
Der Klumpen stand da.  
„Kannst Du sehen, wie Deine Mutter lieat?“  
„Ja, ja — a!“  
„Laß das Geplärre! — So soll sie liegen bleiben, verflucht Du! Sie darf keinen Finger rühren, ehe ich es ihr erlaube. Verstehst Du? Ist Dir die Sache klar?“  
„Ja — —“  
„Und sobald sie die Augen aufschlägt, sagst Du es ihr. Verstanden?“  
„Ja!“  
„Ja kann mich wohl auf Dich verlassen? Du hast Deine Mutter doch lieb?“  
„Ja, lieb hat er sie!“ beteuerte Madam Levertin.  
„Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!“ Die Madam tauchte unter wie eine Krickete.  
„Und wenn Deine Mutter etwas zu trinken haben will, so halt ihr dies Glas an den Mund. Sie darf den Kopf nicht vom Kissen erheben. Vergiß das nicht!“  
„Nein!“  
„Soll Frau Frandsen nicht ausgezogen und ordentlich zu Bett gebracht werden?“ fragte die Levertin wütend. Und hätte er sie bei lebendigem Leibe geschunden und dann langsam geröstet, so hätte sie nicht an sich halten können.  
Der Doktor sprang auf sie zu.  
„Sind Sie verrückt!“ sagte er.  
Er sprach die ganze Zeit in einem heiserem Flüsterton, aber das machte ihn nur noch schreckeinföher.  
„Sind Sie eine Mörderin? Wollen Sie absolut ins Zuchthaus? Haben Sie denn nicht gehört, daß ich sagte, sie dürfe keinen Finger rühren! Wie?“  
„Ja — ja — —“ stammelte die Madam und rang in ihrer Verzweiflung das Scheuertuch so kräftig, daß es

krumm und trocken wurde wie der Zweig einer hundertjährigen Eiche — „Ja — aber — —“  
„Halten Sie den Mund! Warum haben Sie sich nicht selber zusammengerührt, Ihr Maulwerk! Das wäre der Menschheit dienlicher gewesen, als daß Sie den Frauengimmern, die ebenso verrückt sind wie Sie, Kleider und Unterröcke prühen.“  
„Aber Herr Doktor!“  
„Naus mit Ihnen! Nun, wird es halb!“  
Und die Levertin froch beinahe mit Bütte und Scheuertuch zur Thür hinaus.  
Der Distriktsarzt holte einen Stuhl und setzte ihn vor das Bett.  
„Setze Du Dich dahin!“ sagte er.  
Der Klumpen setzte sich.  
„Und daß Du Dich nicht rührst! In einer halben Stunde bin ich wieder hier. Verstanden?“  
„Ja!“  
Dr. Bister zog seinen Rock, Gamaschen und Müßchen aus Klappmützenfell an und ging auf die Thür zu.  
Plötzlich wandte er sich um, ging zurück und strich dem fetten Friedrich über das Haar.  
„Du bist ein prächtiger Junge! Deine Mutter wird schon wieder gesund werden.“  
„Danke — —“ sagte der Klumpen und die Thränen liefen ihm an den Wangen herab.  
Und dann ging Doktor Bister.  
Aber eine Sekunde später steckte er den Kopf wieder zur Thür herein.  
„Junge — —“  
„Ja — —“  
„Wie heißt Du, Junge?“  
„Friedrich — —“  
„Nun ja — — Wenn dieser Maulaffe da drauhen“